

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 17 (1923)
Heft: 8

Artikel: Zur Weltlage : nochmals in der Welt herum
Autor: L.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Weltlage

Nochmals in der Welt herum.

Ich habe das letzte Mal unter dem Titel: «In der Welt herum» versucht, etwas wie eine Weltkarte der Fragen, Aufgaben, Gruppierungen zu zeichnen, um die und in denen sich der politische Kampf unserer Zeit vollzieht. Dabei habe ich zu bemerken nicht vergessen, dass der politische Gesichtspunkt nicht der einzige und nicht der tiefste sei und auf diesen wenigstens hingewiesen. Wenn ich diesmal, nachdem ich inzwischen leiblich und geistig selbst wieder ein schönes Stück «in der Welt herum» gekommen bin, einiges von dem Geschauten und Erlebten zu berichten versuche, mag das als eine Ergänzung dazu aufgefasst werden. Denn es zeigt, welche tieferen, edleren Kräfte unter der zum grossen Teil so wüsten Oberfläche der Zeit am Werke sind.

1. Nyborg.

Die Weltkonferenz des «Versöhnungsbundes» (Fellowship of the Reconciliation) fand dieses Jahr am Strande der Ostsee statt. Dort liegt, am Südende von Fünen, einer der grossen Inseln, aus denen sich Dänemark mehr als man gewöhnlich bedenkt zusammensetzt, das Städtchen Nyborg und zwanzig Minuten davon entfernt Nyborg-Strand, eine kleine Kolonie von Landhäusern am Meeresufer. Seinen Mittelpunkt bildet ein grosser, von der «Innern Mission» errichteter Gebäudekomplex, der in erster Linie allerlei religiösen Versammlungen dienen soll, mit vielen, oft zellenartig kleinen, mit den Namen der Stifter getauften, durch Bibelsprüche gezierten Schlafzimmern, grossen Versammlungsräumen und entsprechendem Speisesaal, dazu Lesezimmer, Restaurant und so fort und einem herrlichen Park zum Lustwandeln und Disputieren — alles einfach, sauber, traurlich und mit dem freien Blick auf das unendliche Meer, dessen mächtiges Atmen immer wieder alles Geräusch menschlicher Worte übertönt und alle Kleinheit und Enge menschlicher Gedanken beschämt. An dieser wundervollen Stätte haben wir eine Woche verlebt, die wohl für die allermeisten einen Höhepunkt ihres Lebens bedeuten wird und die wir nie mehr vergessen werden.

Wir haben sie als Geschenk empfunden, denn viele von uns gingen wohl nicht ohne einige Zweifel und Befürchtungen hin. Das Programm

war uns zu weit und zu unbestimmt. Der Gesichtspunkt der «Versöhnung» schien einigen von uns zu einseitig — und scheint uns übrigens auch jetzt noch so, wovon nachher noch ein Wort zu sagen ist. Als wir dann in Nyborg ankamen, wollten wir etwas erschrecken ob der allzugrossen Zahl der Besucher. (Es waren ihrer etwa zweihundert, darunter ein gutes Dutzend aus der Schweiz.) Wir wollten ja nicht an einen Kongress, sondern an die Zusammenkunft einer Familie, einer Bruderschaft. Es war denn auch wirklich über den Verhandlungen der ersten Tage etwas wie Kongressluft. Auch schien die geistige Zusammensetzung zu buntfarbig: neben dem höchstens an der Grenze des Sozialismus stehenden «Bürgerlichen» der radikale Kommunist, neben dem überzeugten Christen der Agnostiker oder entschiedene Atheist, neben dem auf Tat und Arbeit ausgehenden, sich demokratisch einer Gemeinschaft einordnenden Angelsachsen der spintisierende Deutsche, der sich aufs Absolute dogmatisch versteifende Russe, der steckköpfig individualistische Holländer, um von den weniger wichtigen Unterschieden des Standes, der Rasse, der Bildung, der Sprache zu schweigen. Wo war der Hut, der all diese Köpfe deckte? War hier nicht ein verwirrendes und beschämendes Babylon zu befürchten?

Aber da ist nun etwas geschehen, was wir still und dankbar als etwas wie ein Wunder empfunden haben. Es war doch Ein Geist, der da wehte und alle andern beherrschte. Es war etwas Grosses da, in dem alle Unterschiede der Meinungen untergingen, wie im Meer, im unendlichen, alles kleine, wirre menschliche Wesen immer wieder untergeht und nur die grosse Einheit übrig bleibt. Auch etwas wie das Pfingstwunder der Zungen wurde erlebt, indem diese grosse Schwierigkeit der verschiedenen Sprachen (etwa ein gutes Dutzend solcher mochten vertreten sein), wenn sie auch immer noch empfindlich war, doch unwesentlich wurde, weil durch alles die Eine GeistesSprache ging, in der alle einander verstanden. Mit jedem Tage mehr machte dieser Eine Geist sich geltend und mit jedem Tage mehr spürte man eine wirkliche Bruderschaft, die alle die Vereinigten verband, mochten sie sich im übrigen kennen oder nicht. Man wurde sich dieser eigenartigen und wunderbaren Atmosphäre eigentlich erst ganz bewusst, als man wieder in eine andere übergegangen war.

Was war denn, etwas konkreter gesagt, dieser Geist und was das Grundthema der ganzen Konferenz? Vielleicht treffen wir am ehesten das Richtige, wenn wir sagen: es war der Glaube an die kommende neue Welt, die Welt Christi, die Welt des Menschen und Bruders, es waren die Fragen, Aufgaben, Nöte und Kämpfe dieser kommenden neuen Welt, ja, es war diese Welt selbst, die in allen diesen Menschen doch schon eine, wenn auch noch so unvollkommene, Wirklichkeit ist. Wir erhielten durch die Vertreter der verschiedenen Länder, Völker, Erdteile, Rassen ein Bild der heutigen Weltlage, ihrer Dunkelheiten und des aufsteigenden neuen Lichtes. Wir erörterten das soziale Problem, das Kriegs- und Friedensproblem, die Gerechtigkeit im Völkerleben, den Völkerbund, das Problem des Christentums («christliche Revolution»), das Problem der Nachfolge Christi (besonders der freiwilligen Armut), der erlösenden Liebe, alles unter diesem Einen Gesichtspunkt. Ihnen gesellten sich die besonders aktuellen Fragen des heutigen Tages: vor allem die Ruhrfrage und die dadurch symbolisierten französisch-deutschen Beziehungen überhaupt; die Schuldfrage; Armenien; Russland; dazu die damit im Zusammenhang stehenden Aufgaben der Erziehung und des persönlichen Lebens. Es blieb in alledem manches noch ungeklärt, und nicht überall wurde volle Einstimmigkeit erzielt. Doch stellte sich auch in den Ansichten, nicht bloss im Geiste, eine breite Basis der gemeinsamen Ueberzeugung her. Die Versammlung bekennt sich zum Sozialismus, ohne sich auf eine seiner Formen festzulegen, sie bekennt sich ebenso zum Antimilitarismus, bis zur Dienstverweigerung. Sie glaubt, dass all die sozialen, politischen und kulturellen Probleme nur auf dem Boden einer geistigen Lebensauffassung, auf der Grundlage der Freiheit und Bruderschaft, gelöst werden können. Sie erblickt in ihrer grossen Mehrheit die Bürgschaft dafür in einem neuverstandenen Glauben an Christus und sein kommendes Reich und erhofft als Erfüllung und Aufhebung aller sonstigen Revolutionen eine neue Nachfolge Christi. Unterschiede bestehen noch in Bezug auf die Taktik: wie weit man sich in Politik, überhaupt ins Relative einlassen dürfe, wie weit die Ablehnung aller Gewalt gehen könne und solle, ob auch bis zur Ablehnung aller Gewalt in der sozialen Auseinandersetzung; dazu in Bezug auf das bewusste Bekenntnis zu Christus und den Glauben an den persönlichen Gott. Es

sind nur kleine, wenn auch wertvolle Gruppen, die hier von der Linie der allgemeinen Ueberzeugung abweichen und ich wiederhole, dass diese Abweichung mehr eine der Ansichten, als eine des Geistes, mehr eine der Theorien, als eine der Gesinnung ist. Auch ist im Grunde gar nicht zu bedauern, dass diese Unterschiede vorhanden sind. Sie wirken als Salz; gar zu grosse und selbstverständliche Ueber-einstimmung müsste etwas fade werden. Die innere Einheit der Bewegung braucht dadurch nicht verstört zu werden. Wir haben uns mit Vertretern einer von der unsrigen etwas abweichenden Auffassung nicht weniger verbunden gefühlt als mit den andern. Und was endlich den Gesichtspunkt der Versöhnung betrifft, so zeigte sich, dass er nicht auf falsche Weise angewendet wird. Es handelt sich nicht um sentimentale Allerwelts-Verbrüderung; die Liebe wird nicht von der Wahrheit und der Gerechtigkeit getrennt, der notwendige Kampf und seine Schärfe nicht verkannt oder unterlassen. Der Name «Versöhnungsbund» ist eben ein Name, etwas zufällig entstanden und vielleicht nicht endgültig. Er darf jedenfalls niemanden schrecken.

Man sieht: es ist im Grunde einfach die «religiös-soziale» Bewegung, die hier unter dem Namen des «Versöhnungsbundes» erscheint. Es sind genau unsere alten und neuen Gedanken und Probleme. Darum haben sich so viele Vertreter unserer Sache in allen Ländern ganz ohne weiteres mit den Leuten des Versöhnungsbundes zusammengeschlossen. Was sollte uns denn von diesen Menschen trennen, von einem Ayles, Dryer, Beskow, Thyssel, Wegelius, Olden, Revoyre, einer Mathilde Wrede, Lilian Stevenson, Kirsten Svelmoe-Thomsen, um auf Geratewohl nur diese paar Namen zu nennen? Ist das nicht Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut? Ist nicht ihr Ziel das kommende Reich Gottes? Ist nicht ihr besonderes Glauben und Mühen, dass Christus auch die politische und soziale Erlösung werde, dass Gottes Reich zu uns komme, in die Welt einziehe, Gott der Herr aller Wirklichkeit sei?

Freilich kommt nun bei dieser Form unserer Bewegung Neues in dreierlei Gestalt hinzu. Es strömt das Quäker-element ein mit seiner eigenartigen Auffassung der Sache Christi und besonders mit seinem Gottesdienst in weltlicher Form, seinem «Sakrament des Lebens». Aber ist das nicht zum grossen Teil auch unsere Linie?

Und umgekehrt: drängt nicht das Quäkertum heute zu einer neuen Entfaltung aus seinem ursprünglichen Sinn heraus? — Das zweite aber ist die Laienhaf t i g k e i t der neuen Form. Auch diese ist ein Glück. Denn die Theologen haben die frühere Bewegung fast getötet. Auch jetzt sind Pfarrer dabei, aber es sind keine Theologen, das heisst, keine sich im Spiel der Gedanken verlierenden und im Grunde sich um sich selbst drehenden geistlichen Intellektuellen, wie sie unsere Sache fast zerstört haben. — Dazu kommt als dazu gehöriges Drittes, dass die Bewegung mehr p r a k t i s c h wird — praktisch nicht im Sinne irgend einer Vielgeschäftigkeit oder irgend eines Moralismus, sondern in dem Sinne, dass sie aus einer glänzenden Theorie ein vielleicht recht schlichtes Leben wird. Das alles freilich nur, wenn und soweit Gott weiterhin seinen Geist gibt, aber das darf bei diesem Anlass schon gesagt werden: sehr täuschen sich, die meinen, die religiös-soziale Bewegung sei zu Ende. Sie mag in gewissen theologisch-intellektuellen Formen erstarrt, mag unter Umständen in gewissen dem geistigen Todesschlaf verfallenden Völkern zum Stillstand verurteilt sein, aber aufs Ganze gesehen ist sie in mächtigem Aufsteigen. Das Bisherige war bloss ein Vorstadium, eine erste Welle, das Grosse und Eigentliche kommt erst und wird die Zukunft sein.

Es war daneben in Nyborg, wie schon angedeutet worden, keineswegs alles vollkommen; im Gegenteil. Das Programm war überladen; wer alles oder, da dies nicht möglich war, doch das Meiste mitmachte, wurde zu sehr ermüdet. Es blieb nicht Zeit für eine rechte Besinnung und vor allem nicht für jene reichliche Aussprache zwischen Einzelnen und kleinen Gruppen, die mindestens so wichtig wäre wie die allgemeinen Verhandlungen. Diese selbst waren zu wenig Aussprache, zu sehr bloss Anhören von Referaten, die ihrerseits doch im Verhältnis zur Grösse des Gegenstandes zu kurz waren. Hier muss eine grosse Vereinfachung stattfinden, der Kongresscharakter abgestreift, kongenialere Formen gefunden werden. Dann scheint mir des äusseren Gottesdienstes zu viel zu sein; entspricht es doch dem Wesen dieser Sache, dass alle Verhandlungen, alles Zusammensein Gottesdienst sei. Ein paar Bibelworte dürften jeweilen als Einleitung der Verhandlungen genügen. (Gelegentlich dürften es auch andere Worte sein). Dazu das Lied, aber ein «neues Lied», nicht

solche zum Geist des Ganzen so wenig passende und besonders die Jugend abstossende, wie sie gelegentlich in Nyborg gesungen wurden. Neuer Wein in neue Schläuche! Auch die an sich so tiefe und zarte Uebung des «schweigenden Gottesdienstes» darf nicht übertrieben werden, gerade weil sie so tief und zart ist. Ueberhaupt leidet die Konferenz ein wenig daran, dass sie sozusagen eine Quäkerkonferenz ohne Quäker ist. Die Uebung, Beschlüsse nur mit Einstimmigkeit zu fassen, hat gewiss in einem vom echten Geist der «Freunde» erfüllten Kreise einen guten Sinn, wo man lange überlegt, dem Geiste stets offen ist, auf Einem Boden steht, immer wieder zusammenkommt und das Rechte sucht; sie verliert diesen aber in einer solchen einmaligen, etwas bunten Versammlung, wo vielleicht Ein starrer Individualist aus purem dogmatischem Eigensinn zweihundertneunundneunzig Andere verhindern kann, ihrer Einstimmigkeit durch einen Beschluss Ausdruck zu geben. Doch sind alle diese Dinge Nebensache gegenüber der Einen grossen Schwierigkeit, die schon berührt worden ist: der Frage nach der gemeinsamen Glaubensgrundlage. Die Teilnehmer zerfallen in zwei Gruppen: die einen, zweifellos die grosse Mehrheit, wollen vom Glauben an Christus aus an die Aufgaben der neuen Welt gehen und sich zu dieser Grundlage auch formell bekennen; die andern, hauptsächlich aus deutschen Kommunisten und westlichen Radikalen bestehend, möchten die Bewegung, ohne den Glauben der andern anzufechten, auf eine rein menschliche Grundlage, auf den Glauben an die Bruderschaft aller Menschen stellen. Zum Teil gehören dazu Freunde, die ihrerseits wohl sich zu Christus bekennen, aber nicht Menschen, die das bisher nicht tun konnten: Juden, Agnostiker und andere, von der Bewegung abhalten wollen. Die Auseinandersetzung zwischen diesen zwei Richtungen hat besonders im Schosse des «Rates» zu einem langen geistigen Ringen geführt, das nach meinem Urteil die völlige Einheit des Geistes, die uns verbindet, klar gezeigt, aber noch nicht zu einer Einheit in Bezug auf die Form geführt hat. Man sieht, es ist das Problem, das auch uns bewegt und in der Auseinandersetzung zwischen Züricher und mir den Mittelpunkt bildet. Wie in den Neuen Wegen, so habe ich auch in Nyborg die Synthese von Freiheit und Bestimmtheit vertreten: wir können nicht anders als auf einem bestimmten Glauben stehen, sonst zerflösse die Bewe-

gung in ein paar Jahren ins Nichts; aber unser Glaube an Christus muss grösste und weltumfassende Freiheit bedeuten, er wird besser durch Taten als durch Worte bekannt und kann durch Formulierungen leicht gelähmt werden. Ich bin fest überzeugt, dass der Geist, der in Nyborg waltete, wenn er weiter bei uns bleibt, ja noch stärker wird, uns von selbst in der Freiheit zu der Einheit führt, die notwendig ist.

Nyborg war trotz allen Mängeln, ja, merkwürdigerweise gerade durch sie, ein Ereignis. Was mich am tiefsten berührt und bewegt hat, war die Beobachtung, dass Wahrheiten, Hoffnungen, die mir die höchsten und liebsten sind, die einst auch vor der Welt aufleuchteten, dann aber entweder durch Karrikatur in den Staub gezogen wurden oder einfach wieder versanken, doch lebendig sind, dass ihre Ausprache in den Herzen von Menschen aller Art das freudigste Echo findet und dass da und dort in der Welt schon Menschen auf solchen Wegen wandeln, die in unserer eigenen Umgebung als purer Unsinn gelten. Diese neue, aus der «Revolution Christi» entstehende Welt Gottes hob sich da und dort sichtbar ab. Was für ein Wunder ist doch eine Frau wie Mathilde Wrede, die, Abkömmling uralten Hochadels, dazu erfüllt von einer Frömmigkeit von der Kraft und Innigkeit des besten Pietismus, sich zu den «Roten» bekennt, aber zu der Erkenntnis kommt, auch den «Weissen» ihr grosses Herz nicht verschliessen zu dürfen, diese herrliche Frau voll wirklicher — nicht bloss phantasierter — wunderbarer Liebe, eine königliche Gestalt, die inmitten eines zum geistigen Pygmäentum entarteten Geschlechtes an die Grösse des Menschen glauben lässt. Was uns diese Frau von der erlösenden Kraft der Liebe erzählte, war wie ein Evangelium, und das eben, weil so gar keine Sentimentalität dabei war. Noch nie habe ich höchste Tapferkeit und höchste Liebe so verbunden gesehen. So war sie wie die Verkörperung dessen, was den letzten Sinn von «Nyborg» bedeutet, was wir meinten, wenn wir «Bilthoven» sagten. Aber auch ein Mann wie der Franzose Revoyre, der aus einem katholischen Priester ein protestantischer Pfarrer geworden ist, aber dann den Pfarrer endgültig ausgezogen hat und nun, hart mit des Lebens Not kämpfend, Christus inmitten des kommunistischen Arbeitervolkes bekennt, noch von einem, wie ich glaube, falschen kommunistischen Gedanken be-

fangen, und doch was für ein Jünger Christi, was für ein Vertreter des Absoluten durch die Tat, einer Mathilde Wrede doch innerlich verwandt — er gehört mit zum Bilde von Nyborg. Und zwischen ihnen, neben ihnen, wie viele andere, junge und alte Vertreter neuen Lebens — jenen zarten, durchgeistigten jungen Oesterreicher nicht zu vergessen, den eine Erkrankung so rasch aus unserer Mitte nahm!

2. Ryslinge und Liselund.

Als ich im letzten Dezember, von Schweden und Norwegen herkommend, für einige Tage in Kopenhagen weilte, war es mir aus Zeitmangel unmöglich, zu etwas in nähere Beziehung zu treten, was mir im heutigen Dänemark ganz besonders wichtig ist: zu den dänischen Volkshochschulen. Ganz unerwartet rasch bot sich Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Eine Einladung zu der Sommer-Möde (Möde = Meeting, Zusammenkunft) von Liselund vereinigte sich mit der Notwendigkeit, einmal zu einer «Bilthovener» Konferenz zu gehen, und ein dritter Anlass gesellte sich dazu, um mir schon wieder die grosse Reise nach dem Norden möglich zu machen. Wieder durfte ich — noch mehr als im Winter, wenn auch in grösster Kürze — Kopenhagens Herrlichkeit geniessen, diesmal seine sommerliche Herrlichkeit, dazu die einzigartigen Schätze seiner Museen. Es erschloss sich mir diesmal auch ein gutes Stück des dänischen Landes. Es ist ein wundervolles Land, in seiner Art so schön und grossartig wie die Schweiz, nur bei weitem weniger durch «Fremdenindustrie» und sonstigen Zivilisationswust verheert, so viel weniger «kultiviert», so viel weiter, einsamer. Es ist, wie ich schon bemerkt habe, viel mehr, als man anzunehmen geneigt ist, bis man es etwas genauer kennen lernt, ein Inselland — vom Meer umflutet und vom Meer durchrauscht. Vom Meere her fahren die frischen Winde über das Land, vom Meere her brausen gewaltige Stürme. Es ist, abgesehen von seiner mächtigen Hauptstadt und einigen kleinen städtischen Orten, die aber wenig bedeuten, ein Bauernland. Diese Gliederung Dänemarks in eine übergrosse (an eine Million Einwohner, bei drei Millionen dänischen Einwohnern überhaupt, heranreichende) Hauptstadt und ein fast kompaktes Bauernland ist ganz einzigartig. Sie mag ihre Nachteile haben, besitzt aber auch den Vor-

teil, dass Stadt und Land, besonders dieses, sich in ihrer Eigenart ausprägen konnten. Nur so war wohl die dänische Bauernhochschule und die ganze klassische Lösung des Bauernproblems, wie Dänemark sie bietet, möglich. Inmitten der weiten Getreidefelder und ausgedehnten Viehweiden mit grasenden oder ruhenden Herden von rothaarigen Kühen, dazu Schafen und Pferden, liegen einzeln die weissen, niedrigen Bauernhöfe aus Riegelbau mit der Flucht heller Fenster, daneben der wohlgepflegte Garten und der Ententeich, alles umgeben von hohen Bäumen. Aus den einfachen Höfen heben sich da und dort die Herrenhöfe (Herregaards) hervor, mit bescheidenem aber geschmacksvollem Herrschaftshaus und grossem Park, oft mit langer Zufahrtsallee, inwendig ein ganzes kleines Reich, oft stolz eine Anhöhe besetzend. Geschlossene Bauerndörfer gibt es kaum, nur «Stationsdörfer» an der Eisenbahn. In ganz kleinen Städtchen kann man einen herrlichen Stadtpark antreffen. Dazu überall viel delikate, zurückhaltende Eleganz in Baustil, Einrichtung und Gartenschmuck.

Das Festland und die Inseln bilden im Wesentlichen eine grosse Ebene. Aber es ist, soweit ich das Land gesehen habe, doch nicht Flachland, sondern durch Hügellinien, die mit Wald gekrönt sind, reich und fest gegliedert — es ist wie ein von grossem, ruhigem Wellenschlag bewegtes Meer. Auf den Anhöhen regen Windmühlen ihre Arme; da und dort ragt ein Kirchtum, als Mittelpunkt und Wahrzeichen eines Kirchdorfs, darüber der weite Himmel und in der Ferne das Meer, das grosse, leuchtende, in die Weite weisende. Auch in die feierlich hohen Buchenwälder mit den einsamen Seen grüßt diese weite Ebene, leuchtet dieser hohe Himmel, blickt silbern oder tiefblau dieses heilige Meer. Und über allem grosse Stille. O du dänisches Land, du Land Kierkegaards und Grundtvigs, wie habe ich in diesen schönen Wochen dich lieb gewonnen für immer! Wie bist du mir fast Heimat geworden! Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass ich lange in der reinen Ebene, ohne Berge in Sicht, leben könnte, — ich meinte, darin ersticken zu müssen. Und nun weiss ich: auch hier, ja auch in der norddeutschen Ebene mit ihren stillen, breiten Flüssen und hohen Kieferwäldern unter dem weiten Himmel könnte ich leben und Gottes Herrlichkeit loben. Denn überall ist seine Erde gross und schön. Aber die Dänemarks ist be-

sonders herrlich und der dänische Geist so sehr dem Besten des unsrigen verwandt.

Von diesem Geiste wollte ich reden. Ich habe von Nyborg weg ein paar Tage nach Ryslinge gehen dürfen, der Schöpfung Alfred Povlsens, der uns freundlich eingeladen hatte. Die Volkshochschule von Ryslinge, auf dem freien Land, aber in unmittelbarer Nähe eines Stationsdorfes gelegen, ist in der Anlage etwas wie ein ins Vornehme hinausgewachsener dänischer Bauernhof, nur dass anstelle von Scheune und Stall die Gebäude für den Lehrbetrieb und was damit zusammenhängt, dazu die Wohnräume für die Zöglinge treten. Das Wohnhaus des Leiters lehnt an eine alte Kirche (was kein blosser Zufall ist) und der Park fliesst mit einem Friedhof zusammen. Den Mittelpunkt bildet wohl der grosse, einfache Hörsaal, wo die Vorträge gehalten werden, diese Vorträge, die noch immer das Herz der dänischen Volkshochschulen bilden. Von ganz auserlesener, reicher und zarter Schönheit ist der Park, aus dem man ins weite, freie Land und über wogende Erntefelder hinweg zu stillen Wäldern blickt. Eine halbe Stunde weiter weg steht das einfache Bauernhaus, worin einst Kirsten Kold, Grundtvigs und Kierkegaards Schüler, das Werk der Volkshochschulen in grosser Dürftigkeit begonnen (ein Trost für jeden, der ob kleinen und schweren Anfängen einer Sache erschrecken möchte!) und neben der heutigen Volkshochschule sein von den dänischen Frauen gesetztes Denkmal.

Ueber die dänischen Volkshochschulen ist unter uns von Berufeneren so viel geschrieben worden, dass es mir nicht einfallen kann, darüber mehr als ein paar Gedanken zu äussern. Ich habe ja auch zu wenig selber gesehen, als dass ich mich nun als Kenner aufspielen dürfte. Im Sommer pflegen übrigens nur die Mädchen in den Volkshochschulen zu weilen, für etwa drei Monate, während die Burschen im Winter einen etwa sechsmonatigen Kurs haben. Aber einige starke Eindrücke habe ich doch gehabt. Ich habe im grossen Saal zu Ryslinge einen der Vorträge von Povlsen gehört. Von dem Vortrag selber verstand ich nicht genug; denn ich hatte zu wenig Zeit gehabt, mich mit dem Dänischen so zu beschäftigen, wie es sich gehört hätte. Er schloss einen Kursus über neuere Geschichte ab, indem er zeigte, wie ihre Linien auf Demokratie, Brüderlichkeit und Frieden hinausliefen. Was mich aber im tiefsten bewegte und mir,

dem Bauernsohn, wieder wie ein Wunder vorkam, waren diese hundertundsechzig Bauerntöchter, die ernst und gesammelt, mit sichtlichem innern Verständnis, teilweise, wegen des nahen Abschieds, mit Tränen in den Augen, einen derartigen Vortrag hörten. Dieses Wunder wiederholte sich im Körperlichen, als die gleichen Mädchen, wenn nun auch bloss eine Auswahl, am Abend Turnübungen und gymnastische Spiele aufführten, die ganz erstaunlich zeigten, wie die erwachte seelische Lebendigkeit sich in leibliche umgesetzt hatte. Man konnte an diesen beiden Proben trefflich jene grosse Erweckung anschauen, die durch die dänische Volkshochschule einem ganzen Volke, dem dänischen Bauernvolke, zuteil geworden, eine Erweckung, die in ihrer Art einzig dasteht und mit der das, was unsere Volksschule leistet, nicht zu vergleichen ist — nicht durch Schuld unserer Lehrer übrigens! Gespräche mit dem bedeutenden und ehrwürdigen Manne, der nach Grundtvig und Kold einer der Hauptbaumeister an dem Werk der Volkshochschule und durch den Anstoss, den er Schweizern, vor allem Fritz Wartenweiler, gegeben hat, auch einer der wichtigsten Anreger für unser Land geworden ist, vervollständigten und vertieften diese Eindrücke, die zu dem gehören werden, was mein Leben trägt.

Liselund (im Süden von Seeland, neben dem Städtchen Slagelse gelegen) ist in mehrerer Beziehung ganz anders als Ryslinge, wie denn die Volkshochschulen überhaupt sehr von einander verschieden sind und ihre ausgeprägte Eigenart haben. Es ist wieder ein grosser Bauernhof, aber alles einfacher, bauernmässiger. Um den weiten gepflasterten Hof die Wohngebäude, Ställe, Verwaltungsräume, alles niedrig, mit Riegelbau und strohbedecktem Dach, neu bloss Speisesaal und Versammlungssaal, auch diese einfach, aber stilvoll. Dazu ein weiter Park, auch weniger elegant als in Ryslinge, aber reich und mächtig, wieder aufs freie Land mündend, und in der Ferne, am Horizont, das grosse Meer. Ringsum das weite, fruchtbare Feld und nicht weit weg herrliche, stille Wälder und Seen.

Auch der innere Stil von Liselund ist anders als der von Ryslinge. Es kommen hierher auch alte Leute. Das Religiöse tritt auch formell in den Mittelpunkt. Während Povlsen doch mehr der Mann der Kultur ist, freilich einer durchaus religiös orientierten, ist Niels Dale, der Leiter von Liselund, ein ausgesprochener religiöser Volks-

mann von durchaus demokratischer Art, hoher Originalität und grosser religiöser Kraft. Er ist Pfarrer einer grundtvigschen «Wahlgemeinde», d. h. freien Gemeinde, und ihm steht in der Leitung des Ganzen ebenfalls ein grundtvigischer Pfarrer, Morten Larsen, ein, wie man mir sagt, ebenfalls hochoriginaler und hochbedeutender Mensch, zur Seite.

Den Mittelpunkt des Lebens von Liselund bilden die beiden Möde, die im Winter und im Sommer stattfinden. Dazu strömen für vierzehn Tage aus ganz Dänemark und etwa auch von weiter her ehemalige Schüler und andere Freunde zusammen, viel einfaches Bauernvolk, dazu Lehrer, Pfarrer und ähnliche Leute. Diese Volkshochschulen sind eben nicht bloss Schulen, sondern Zentren geistigen Lebens. Und zwar jeweilen für das ganze Land. Denn sie haben nicht lokalen Charakter, sondern versammeln jeweilen aus ganz Dänemark diejenigen, die eben gerade durch den besondern Charakter einer dieser «Schulen» angezogen werden. Etwa vierhundert Männer und Frauen waren so in Liselund zusammengekommen, stille, ernste, einfache Menschen. Sie schliefen zum Teil in primitiven Schlafstellen unter dem Dach, assen dichtgedrängt in dem grossen Speisesaal oder in dem weiten Zelt, das im Hofe aufgeschlagen war, spazierten in der freien Zeit im Park und der Umgebung und hörten jeden Tag im Versammlungssaal etwa drei Vorträge über allerlei Fragen des geistigen und kulturellen Lebens, unter denen die von Niels Dael, an biblische Stellen anschliessenden hervorragten. Dazu wurde, wie überall in den Volkshochschulen, viel gesungen und zwar aus einem besondern Liederbuch, worin nach dem Sinn Grundtvigs das Nationale und das Religiöse eigenartig zusammenfliessen. Es war alles stiller, schwerer, zurückhaltender als in Nyborg, aber der Geist einer aus dem Tiefsten erwachsenen Gemeinschaft und Bruderschaft fehlte auch hier nicht. Besonders strahlt von Niels Dael eine Wärme und Herzlichkeit, verbunden mit einer Kraft des Glaubens, aus, die an Boll erinnerte. An Boll erinnerte überhaupt vieles!

In Liselund konnte man besonders die Wirkung der Volkshochschule auf das ältere Volk beobachten. Dass sie gross ist, weiss man nun ja allgemein. Es ist hier eine eigenartige religiöse und kulturelle Demokratie erwachsen. In das ganze Bauerntum ist Leben, Geist, Adel gekommen. Auch Gegner der Volkshochschulen

müssen zugeben, dass ihre Zöglinge durch geistige Lebendigkeit hervorragen. Das Wirtshaus spielt auf dem dänischen «Dorf» keine Rolle mehr. Dieser Bauer ist auch kein Reaktionär, sondern demokratisch gesinnt, der Idee geöffnet. Und das alles ist erreicht nicht durch Ausschüttung von allerlei «Wissenswertem» über ein neugieriges Volk oder durch Seenachtfeste, auch nicht durch Fachbildung und Bauernagitation, sondern durch eine Hebung ganz von innen her, durch eine seelische Erweckung, durch eine neue Kraft des Glaubens und durch Einführung in die Geschichte, worin Gott spricht und der Sinn eines Volkes klar wird, also durch Religion und Menschenbildung. Eine Utopie, die doch so realistische Wirkungen gehabt hat, während unser Realismus sich ins Nichts auflöst.

Man könnte wohl denken, dass diese nun schon sieben Jahrzehnte alte Bewegung an Lebensfrische verloren haben und einer gewissen Erstarrung verfallen sein müsse. Wenn dem so wäre, so dürfte man sich nicht wundern. Das Gesetz von Ebbe und Flut wird auch für diese Sache gelten. Sie mag Zeiten haben, wo sie durch Bedeutende Menschen einen Höhepunkt erreicht, und Zeiten, wo diese Menschen fehlen. Es wird denn auch behauptet, dass die Volkshochschulen vielfach der Hort konservativen Geistes geworden seien und nicht mehr auf der Höhe der Zeit stünden. Manches berührt den Südeuropäer auf den ersten Blick etwas seltsam, zum Beispiel die tägliche Verlesung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. (Womit ich aber keine Kritik an dieser Sitte geübt haben möchte!) Eine gewisse Sattheit ob dem Erreichten mag da und dort wohl vorhanden sein.

Aber ich habe doch den Eindruck erhalten, dass die Bewegung ihre Lebenskraft durchaus nicht erschöpft habe, sondern möchte eher glauben, dass sie auch in Dänemark selbst vor neuen grossen Entwicklungen stehe. Bedeutende Menschen fehlen ihr auch heute nicht. Und ihre Methoden sind im Grunde das Neueste, das, was nach meiner Ueberzeugung, etwas modifiziert und immer im Fluss erhalten, da stehen wird, wenn das meiste von unseren psychologischen Klügeleien verwelkt und verfallen ist. Auch sind sie neuem Leben nicht verschlossen. Wenn man mich nach Liselund einlud, dass ich dort an der «Mode» über die religiös-soziale Bewegung rede, so geschah das ausdrücklich darum, weil man eine Beziehung der grundtvigschen Bewe-

gung zu unserem Glauben und Wollen herstellen wollte. Mit grösster Aufmerksamkeit horchte man auf die drei Vorträge, die ich darüber halten musste, und gross war das Interesse, das sich nachher zeigte. Besonders knüpfte es sich an das, was ich von Blumhardt berichtete. Und das alles trotz der grossen Sprachschwierigkeit. Man erfuhr, dass sich auch hier Menschen aller Art fanden, die «auf das Reich warten» und dass viele Herzen sich freudig für neue Horizonte auftun. Entwicklungen von grosser Verheissung sind im Gange.

Unsere Bewegung aber mündet ihrerseits bei aller Selbständigkeit zum Teil in die Formen ein, die eine geistige Erweckung einst in Dänemark gefunden. Sie wird eine laienhafte religiöse Volksbewegung, die sich ebenfalls in einer neuen Bildung einen Leib schafft. Pestalozzi wird durch Grundtvig ergänzt. Aus der Theokratie des reformierten Christentums wird eine neue religiöse Demokratie und aus dieser eine kulturelle. Alles ohne Nachahmung, auf schweizerischem Boden schweizerische Art annehmend. Besonders Ein Unterschied wird vorhanden sein: in Dänemark hat diese Erhebung, die durch das Werk der Volkshochschulen bezeichnet wird, beim Bauernvolk eingesetzt, das ihrer damals am meisten bedurfte; sollte sie heute und unter uns nicht beim Arbeitervolk einsetzen müssen? Muss nicht unser Arbeitervolk die geistige Auferstehung erfahren, die einst das dänische Bauernvolk erfahren hat?

Wird der schweizerische Boden diese Pflanze tragen, nähren können? Oder ist er dafür zu verbraucht, zu hart oder zu sumpfig geworden? Vielleicht wird es auf unsren Glauben ankommen. Die dänischen Volkshochschulen sind jedenfalls eine Verheissung. Sie leuchten als solche aus dunkler Zeit in die hellere Zukunft hinein.

3. Auf einem Schlachtfeld.

Von Liselund fuhr ich, in Begleitung einer jungen Schweizerin, die in Liselund und Ryslinge meine Führerin und Dolmetscherin gewesen, nach Augustenborg, wohin mir meine Frau vorangegangen war. Dort fand in dem alten Herzogsschloss am Meer eine skandinavische Versammlung der «Frauenliga für Frieden und Freiheit» statt, der ich einige Tage beiwohnte. Davon will ich weiter nichts erzählen, als dass auch hier feine Menschen zu treffen waren, die mit uns im Glauben und Hoffen eins sind. Aber Einen Eindruck muss ich er-

wähnen, weil er von so grosser symbolischer Bedeutung ist. In der Nähe von Augustenborg ist das berühmte Schlachtfeld von Düppel mit den Düppler Schanzen, die am 16. April 1864 von den Preussen nach leidenschaftlichem Kampf erstürmt wurden. Es war die Entscheidungsschlacht in jenem Kriege gegen Dänemark, worin es sich um das Schicksal Schleswig-Holsteins handelte. Augustenborg liegt nämlich in jenem Gebiet, das infolge des Weltkrieges wieder an Dänemark gekommen ist. Das konnte man auf allerlei interessante Weise spüren. Es ist eine gewisse Spannung in den Gemütern. Begreiflicherweise: das Joch der Preussen war hart und lastete lange, und was bedeutet bloss die eine Tatsache, dass sechstausend dieser Dänen, gegen ihre Ueberzeugung kämpfend, im Weltkriege gefallen sind!

Auf Schlachtfelder zu gehen mag nicht gerade Sache eines antimilitaristen sein. Freilich, wie viel hatte ich gerade von diesem in meiner Jugend gelesen! Und am Berliner Zeughaus ist ja auch ein grosses Bild, das diesen Sieg einer mit überlegenen Waffen ausgestatteten Uebermacht gegen ein seine Scholle verteidigendes kleines Volk triumphierend darstellt, mit der üblichen Ausstaffierung durch Könige, Prinzen und Marschälle. Jedenfalls bereue ich es nicht, auf diesem Schlachtfeld gewesen zu sein. Denn einmal war es ein Erlebnis von ergreifender Gewalt. Eine mächtige, freilich weniger hohe als weit ausgedehnte Kuppe steigt das Feld vom Meere auf, von dessen zwei breiten Armen es umfangen wird, während gegenüber die Stadt Sönderborg liegt und die Insel Alsen sich ausdehnt. Ueber den Gipfel der Kuppe und an beiden Hängen bis hinunter zum Meer ziehen sich, noch wohlerhalten, die mächtigen und berühmten Düppeler Schanzen, die dem preussischen Heere den Uebergang über den Meeresarm nach Sönderborg wehren sollten. Es ist ein Bild von strahlender Herrlichkeit, dieser Blick von der Höhe aus über das blaue Meer in die Weite. Und nun zu wissen: hier, inmitten dieser Gottesherrlichkeit, fand an jenem Frühlingstag des Jahres 1864 ein wildes, blutiges Ringen statt; hier erwarteten hunderttausend junge Dänen, im Blick auf ihr herrliches Vaterland, den furchtbaren Feind; hier stürmte er, nachdem er sich wochenlang durch Laufgräben und Parallelen herangearbeitet, zum letzten Kampf an; hier wehrten sich, in den von einer überlegenen Artillerie zerschossenen Schanzen,

tapfere Herzen mit dem Mut der Verzweiflung und starben mit dem letzten Blick auf ihr besiegtes Land; hier floss das Blut in Rinneln bis hinunter ins tiefere Land. Ich habe vor Jahren Briefe gelesen, von jungen dänischen Soldaten, die in dieser Schlacht gefallen sind, vorher an ihre Lieben geschrieben, und wie lebhaft konnte ich empfinden, was in diesen letzten furchtbaren Stunden ihre Seelen erfüllt haben muss. Es ist etwas Grosses um ein solches Schlachtfeld. Töricht wäre es, das zu leugnen. Und doch — könnte die Sinnlosigkeit des Krieges drastischer erläutert werden als gerade durch dieses? Denn nun ist ja das alles durchgestrichen! Jene Preussen, auch junge, lebensfrohe Menschen, sind umsonst gefallen und im Grunde diese Dänen auch. Denn ohne einen Tropfen Blut ist dieses dänische Land zu Dänemark zurückgekehrt. Jenes (übrigens grundhäßliche) Denkmal, das die Preussen auf der Stätte ihres Sieges errichtet, ist nun eine furchtbare Ironie — eine einzigartige Ironie über das Trügerische aller Gewalt. Wahrhaftig, dieses Schlachtfeld predigt Antimilitarismus, predigt Vertrauen in eine Gerechtigkeit, die unendlich stärker und sicherer ist als das Recht des Schwertes.

Auf jenem Schlachtfeld stand ein paar Tage vorher ein preussischer Generalmajor von altem Adel, der auch den Weltkrieg mitgemacht hat und nun Pazifist geworden ist und zeigte den Frauen der Konferenz den Verlauf der Schlacht — er, der nun «Besiegte», den nunmehrigen «Siegern», er und sie über der Sphäre stehend, wo Schlachtensiege oder Schlachtenniederlagen etwas gelten. Ist das nicht auch etwas wie ein Wunder und ein Bild einer neuen Welt?

4. Lübeck, Hamburg, Weimar.

Wir fuhren durch Deutschland heim — dieses grosse, wundervolle Deutschland, das uns (ich habe es schon angedeutet) die Herrlichkeit seiner Natur besonders im höheren Norden neu offenbarte.

Von Deutschland war natürlich immer viel die Rede gewesen und man hatte aus dem Munde von Deutschen manches über seine Zustände erfahren können. Einstimmig war das Urteil, dass es vor dem Bürgerkrieg stehe. Darüber, ob er verhindert werden könne oder nicht, schwankten die Meinungen. Einstimmig war man bloss darin, dass die Ruhrbesetzung den Hauptfaktor bilde, der zu ihm hindränge. Wir

selbst erlebten das sinnverwirrende Stürzen des Markwertes und konnten an allerlei Dokumenten die furchtbare Propaganda des Hasses gegen die Franzosen erkennen.

Von alledem will ich aber heute nicht reden, sondern blass von einigen Reiseindrücken, die damit freilich in einem tieferen Zusammenhang stehen.

Wir machten einen kurzen Aufenthalt in Lübeck, der alten Hansastadt. Was für ein herrliches Denkmal des alten deutschen Geistes! Schon der Dom ist gross und eigenartig, aber erst die Marienkirche! Ich habe nun doch schon sehr viel des Grössten und Erhabensten dieser Erde gesehen, aber eine solche Verbindung von Kraft und Leichtigkeit, einen solchen steingewordenen Hymnus auf Gottes Herrlichkeit noch selten erlebt. Es ist eine einzigartige Schöpfung. Dazu in der ganzen Stadt so viele andere Zeugnisse alten deutschen Kunstverständes, alter deutscher Seelentiefe und trotziger, aber nicht protziger Kraft. Wie anders alles als in Berlin, besonders im wilhelminischen Berlin!

Und dann Hamburg, auch eine alte Hansastadt, aber nun ganz in die neue Zeit übersetzt. Eine Fahrt durch den Hamburger Hafen ist ein Kursus in Weltgeschichte, wie man ihn gedrängter und eindrucksvoller nicht allzuoft erleben kann. Hier war der neu-deutsche Geist tätig. Hier waltete der Dämon des Imperialismus. Dieser ist in der Neuzeit, wie meistens schon im Altertum, vor allem an das Meer gebunden. Es lockt ins Weite, es fordert zu Eroberung und Wettbewerb auf, es erweckt Macht- und Grössendrang. Nicht umsonst war Hamburg Naumanns Lieblingsstadt. Und nicht umsonst ragt über Hamburg Bismarcks Riesenstandbild. Freilich mehr als Symbol. Denn der wirkliche Bismarck war ein Landjunker, kein moderner Imperialist; das war Ballin noch eher. Aber nun, wie ist dieses Denkmal wieder durchgestrichen! Was ist denn aus Bismarcks besonderer Schöpfung geworden? Sie ist zerfallen und bleibt zerfallen; die Löcher, die man am Hamburger Rathaus noch sieht, von dem Einschlagen der Maschinengewehre her, die gegen die das Gebäude besetzt haltenden Kommunisten spielten, reden eine beredte Sprache. Bismarck, du warst ein schlechter Roland deines Volkes! Denn du hast blass an Blut und Eisen geglaubt und Blut und Eisen haben es besiegt. Unwiderruflich ist dein Reich da-

hin und dein Denkmal ist wieder nur ein tragischer Hohn. Es wäre Mitleid, es zu entfernen!

Wir fuhren dann nach Weimar. Wieder, nach fünfunddreissig Jahren, ging ich durch die Strassen, wo ich einst als Jenenser Student im Jugendtraume schöne Tage verlebt. Vieles sieht mich mit fremden Augen an. Aber ganz vertraut sind mir sofort wieder die eigentlichen «heiligen Stätten» von Weimar — die Stätten, wo die Grossen Weimars gewandelt. Wieder stehe ich im Schillerhaus, diesem ergreifend einfachen Gefäss geistiger Grösse; wieder im Goethehaus mit seinem schlichten Arbeits- und Sterbezimmer; wieder in jenem stillen Gartenhaus im Park. Und nun spüre ichs stärker als einst, weil nun durch diese ganze Periode des Abfalls vom Geiste zur Materie gewandert: hier ist Geist, wirklicher Geist, Geist in seinem Adel, seiner Feinheit; hier ist Kultur, nicht bloss barbarische Zivilisation — hier ist menschliche Kultur. Sie leuchtet auch aus den andern Denkmälern jener Zeit; aus dem ganzen Stil des Schlosses, wo am Tische der Grossherzogin Anna Amalia die «Titanen» Weimars zusammenkamen, aus der Anlage des Parkes, aus den Porträts jenes Geschlechtes, aus der wirklich titanischen Geistesarbeit, in die das Goethehaus einen Einblick gewährt, und sie spricht endlich mit der Majestät des Todes aus der Fürstengruft, wo die Särge der weltlichen Fürsten versinken vor denen der Geistesfürsten, vor Goethes und Schillers Sarkophagen, die hier nebeneinander stehen.

Und nun — ist etwa Goethe, um nur ihn zu nennen und Bismarck gegenüberzustellen, auch erledigt? Die Herzöge und Herzoginnen sind ja verschwunden. Weimar ist Hauptstadt der sozialistischen Republik Grossthüringen. Passt Goethe darum nicht mehr hieher? Ist er widerlegt?

Mit nichts! Er ist so lebendig als je. Die neue sozialistische Welt hätte vielleicht nicht seinen ästhetischen, aber gewiss weitgehend seinen ethischen Beifall. Er widerspräche ihr nicht einfach, wie sie auch ihrerseits von ihm lernt. Nein, Bismarck ist durchgetan, Goethe steht aufrecht. Kiel liegt halb verödet, das kaiserliche Berlin ist ein Trümmerfeld, Hamburg muss sich neu orientieren, Weimar aber bleibt ein ewiges Licht — nicht das Licht, aber ein Licht. Die Gewalt vergeht, der Geist lebt. Deutschland wird, in neuen Formen, zum

Geiste zurückkehren, die verschütteten Tiefen seiner Seele werden sich reinigen und neue Wunder schaffen.

Aber auch die ganze Welt wird diesen Weg gehen. In Trümmerfall und Gärung steigt die neue Art empor, allüberall «in der Welt herum».

L. R.

Stimmen

Kanzel und Politik.¹⁾

Von einem Laien.

Die Redaktion der «Neuen Wege» hat in der letzten Nummer des Jahrgangs 1922 ihren Leserkreis aufgefordert, in Zukunft in vermehrtem Masse sich an der Mitarbeit zu betätigen, damit diese Zeitschrift sich zu einem eigentlichen Sprachorgan aller geistesverwandten Gemeindeglieder auswachse.

Ermutigt durch diese Aufforderung wollen wir nun versuchen, zur Klärung des in unserer Ueberschrift angedeuteten Themas dasjenige beizutragen, was uns der gesunde Menschenverstand beim Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes in verschiedenen Landesteilen eingegeben hat.

Können die Pfarrherren an den Geschehnissen im Handel und Wandel des Alltags vorübergehen, ohne ihrer in den sonntäglichen Predigten vor der andächtigen Gemeinde Erwähnung zu tun? Das ist eine Frage, die gewiss nicht nur die Geistlichen in tiefster Seele beschäftigt, sondern auch in weitesten Kreisen des Volkes Beachtung findet. Sagen wir es gleich vorneweg: wir hatten stets den Eindruck, dass ein Kanzelwort, das aus den Geistestiefen des Evangeliums schöpft, aber zugleich eine Brücke zum Werden und Geschehen der Gegenwart zu schlagen versteht, auf die Zuhörer den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen hat.

Wenn ein Geistlicher die politischen und wirtschaftlichen Tagesfragen nur in kurzen Andeutungen mit der Verkündigung des Evangeliums verquickt, so erfüllt er unseres Erachtens seine Aufgabe nicht in befriedigendem Masse. Ein Seelsorger muss ein Streiter Gottes sein. In erster Linie hat er zu prüfen, ob eine öffentliche Angelegenheit dem Sinne des Evangeliums entspreche, oder ob sie den Satzungen der heiligen Schrift zuwiderlaufe; mit andern Worten, er hat von Fall zu Fall zu entscheiden zwischen Gut und Böse. Aber diesen beiden Begriffen dürfen natürlich nicht die weltlichen Erwägungen zugrunde gelegt werden: Was bringt den grösseren Gewinn? Wie kann sich das Volk das Leben angenehmer machen? Wie wird sich die Mehrheit des Volkes zu dieser oder jener Frage stellen? usw.

Wir geben ohne weiteres gerne zu, dass es gerade in der gegenwärtigen Zeit der scharfen wirtschaftlichen Krise unserer Geistlichkeit ziem-

¹⁾ Wir möchten diese „Laienstimme“ gern mit der Einsendung über die Absetzung von Pfr. Schulthess in Beziehung gebracht wissen. Die Red.